

Der rote Schirm

Im Herbst, als die Städter nichts zu essen hatten und wir auf dem Lande sehr bedrückt gegen Westen schauten, wo die Kanonen donnerten, da war sie aus der Stadt – aus Trier – zu uns gekommen. Von den Einzelheiten ihrer Ankunft weiß ich nur noch, dass auf dem Hof ein ausgespannter, blutroter Schirm langsam auf mich zukam und angreiferisch seine Spitze gegen mein Herz richtete. Ich bemerkte, wie eine unsichtbare Hand hinter dem Schirm am Werk war, ihn heftig rüttelte und schließlich zusammenfaltete – und da stand es – unser Kriegsmädchen, wie Mutter die uns Unbekannte genannt hatte, ehe sie bei uns eingetroffen war. Ich hatte in den Wochen, als ich auf sie wartete, hinter dem Namen „Kriegsmädchen“ allerlei Vorstellungen aufgestaut, und nun sah sie ganz anders aus, keinesfalls nach Krieg, wiewohl sie eine Matrosenbluse anhatte, ein Kleidungsstück, das bei uns auf dem Land zwar wegen der dazugehörigen Tellermütze ziemlich soldatisch wirkte. Aber ich weiß den Namen des Schiffes, der auf dem Band stand, nicht mehr, hab' ich doch mittlerweile selbst den Namen unsres Kriegsmädchens vergessen. Doch das weiß ich noch: Sie machte, als wir uns anblickten, die Augen halb zu, studierte mich eine Weile, bis sie endlich sagte: „Na, mein Kleiner?“ Wir standen uns allein gegenüber. Mein Vater war im Jahr zuvor gestorben, er hatte mich manchmal mit diesen Worten angeredet, die Mutter nannte mich nur beim Vornamen. Ich war elf Jahre alt und sollte in wenigen Wochen von zu Hause fort – in die Klosterschule. Diese Anrede des Mädchens, das fast über meinen Kopf wegblicken konnte, verwirrte mich; ich sagte: „Ich bin nicht dein Kleiner, ich bin überhaupt nicht mehr klein.“ Da bog sie sich, als hätte sie Leibschmerzen, gickelte mir eine Menge Hihis ins Gesicht, sperrte dann den Schirm auf, sprang gegen mich vor und hielt dabei den Schirm hinter sich, so dass wir einen Augenblick ganz allein waren. Dabei stand die Sonne hinter dem Schirm, und ihr Gesicht schwamm in dem roten Licht. Sie lachte nicht mehr, sondern kam mir mit ihren Augen ganz nah und mit den Zähnen. Ich konnte sie nur anstarren. Schließlich sagte sie: „Du musst dir aber mal die Haare schneiden lassen.“ „Ja“, ich nickte folgsam, „wenn ich jetzt ins Collegium Josephinum fortkomme, dann wollen sie mir die Haare schneiden.“ – „Wohin kommst du?“ Als ich ihr auseinandergesetzt hatte, dass ich studieren und Priester werden sollte, bäumte sie sich wie ein Pferd, lachte und nannte mich nochmals ihren Kleinen, aber auf eine andre Weise, ich glaube: voll Nachsicht.

Da erscholl Mutters Stimme, die mich rief und in den Hühnerstall schickte. Das Mädchen machte den Schirm wieder zu, aber langsam, und murrte dabei allerlei. Ich führte sie ins Haus, zuvor hatte ich noch Mutter die Eier aus dem Hühnerstall herabgeholt. Ich machte die Tür zur guten Stube auf und zeigte dem Mädchen meinen fertiggepackten Koffer. Sie tippte mit der Spitze des Schirms dagegen, schaute sich neugierig in der Stube um, blätterte auch ein wenig im „Christlichen Hausfreund“, in welchem ich damals häufig las. Dann schlug sie das dicke Buch mit einem Knall zu und befahl mir, den Koffer zu öffnen – sie wollte meine Hemden sehen. Meine Antwort klang verlegen, fast war ich erschrocken: meine Hemden, die seien aus Hemden meines Vaters gemacht, und der wär' im Himmel. Und außerdem dürfte ein fremdes Mädchen meine Hemden nicht sehen, weil ich doch Priester werden solle. Während ich so sprach, blickte ich zum Fenster hinaus, zog die Feuchtigkeit in der Nase hoch, wie die Bauern es taten, und ich hätte sogar ausgespuckt, wären wir nicht im Haus gewesen, so sehr war ich bemüht, meine Verlegenheit zu verbergen. Ich spürte in diesem Augenblick, dass sie sicherlich drei Jahre älter war als ich. „Zucker“, hörte ich sie sagen; sie reckte sich zu unserm Glasschrank und las durch die Scheiben das Wort, das auf einer Porzellandose geschrieben stand.

Da tat sich die Tür auf, Mutter trat herein, in der Hand ein Türmchen aus weißen, scharf gefalteten Taschentüchern, die sie auf meinen Koffer legte. „Heut' nachmittag gehen wir in die Kartoffeln“, teilte sie mir mit, und zwar nur mir, merkte ich, und das kam mir so vor, als hätte sie gesagt: Das Mädchen da nicht. Ich antwortete nicht, am liebsten hätte ich Mutter gefragt, was unser Kriegsmädchen denn Böses getan habe.